

schauung Dostojewskis (1953), in: Ders., Dostojewski und sein Jahrhundert. Bonn 1986, S. 37–51. Lauths Doppelkompetenz als Philosoph und als Kenner der russischen Geistesgeschichte ist in hohem Maße beeindruckend.

5 *Die Brüder Karamasow*, IV 12,6.

6 IV 12,9. Zwar nimmt der Rechtsanwalt Fetjukowitsch am Ende seiner Rede Gogols Vergleich positiv auf (IV 12,13), aber er ist ein noch weit weniger zuverlässiges Sprachrohr Dostojewskis als Ippolit Kirillowitsch.

SIMON ACKERMANN · BADEN-BADEN

»Ich erlebe einen großen Raum der Freiheit«

Aufrichtige Erzählungen eines altmodischen Katholiken

»Ich, nach der Gnade Gottes ein Christenmensch, meinen Werken nach ein großer Sünder, meiner Berufung nach ein heimatloser Pilger, niedersten Standes, pilgere von Ort zu Ort. Folgendes ist meine Habe: auf dem Rücken trage ich einen Beutel mit trockenem Brot und auf der Brust die Heilige Bibel; das ist alles.« Das ist natürlich ein Zitat, ein auch schon fast einhundertfünfzig Jahre altes. Mit diesem Bekenntnis beginnen die hochgerühmten *Aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers*. Der in seiner Bescheidenheit anonym gebliebene Autor muß ehrend erwähnt werden, weil ich von ihm den Titel für die erheblich nüchterneren Überlegungen zu meiner eigenen Pilgerschaft abgekupfert habe. Es verbindet mich immerhin einiges mit dem frommen Russen des 19. Jahrhunderts, wenn auch die Unterschiede erheblich größer sind als die Gemeinsamkeiten. Ich führe kein trockenes Brot in meinem Fernflug-festen Schalenkoffer mit, weil ich mal mit Business-, mal mit Charter-Klasse-Mahlzeiten reichlich versorgt werde, bin aber – und das gehört nun zu den Gemeinsamkeiten –, wie mein russischer Pilgerfreund, viel auf Achse, beruflich schon, aber auch dem touristischen Herdentrieb folgend. Ich besuche nicht nur heilige Stätten, Klöster und Kirchen und dergleichen, doch auch solche stehen auf meinem Reiseprogramm, für das ich ein Gutteil meines Jahreseinkommens ausbebe. Auch die Bibel begleitet mich, wenn auch nicht in einer eigenen Tragetasche, habe ich ja Zugang zur Gideon-Ausgabe für Hotelgäste in verschiedenen Weltsprachen, lesbaren und auch gänzlich entlegenen – besser als gar nichts, sage ich mir zum Trost. Als »Christenmensch«, wie es der Russe tut, möchte ich mich irgendwie auch bezeichnen, und ganz bestimmt bin ich ein noch größerer

SIMON ACKERMANN, Jahrgang 1941, ist als Publizist für Rundfunkanstalten und Zeitschriften tätig; seine Schwerpunktbereiche liegen im Grenzbereich zwischen Religion und Gesellschaft.

Sünder als mein durch sibirische Weiten auf Schlammwegen bedächtiger wandernder und betender Vorläufer. Dessen spirituelle Reife habe ich noch nicht erlangt, und, wenn ich ehrlich bin, nicht einmal richtig angestrebt. Bekanntlich war es sein Hauptanliegen zu lernen, wie man ohne Unterlaß beten kann, bei Tag und Nacht und in jeder Lebenslage, wie es der heilige Paulus im Brief an die Thessalonicher empfiehlt. Aber immerhin, diese Hoffnung bleibt mir, auch ich nähere mich langsam dem Ziel, an dem mein russischer Wegbereiter wohl längst angekommen sein dürfte: dem himmlischen Jerusalem. Meine Reiseroute dorthin ist bislang etwas komfortabler ausgefallen als es Fußmärsche im heiligen und unwegsamen Rußland gewesen sind. Doch ganz ohne Widerstände läuft mein *tour du monde* auch nicht ab. Davon möchte ich ein wenig berichten, nicht im hohen Ton vergangener Jahrhunderte, sondern erkennbar als Zeitgenosse. Zu meiner Vorstellung gehört vielleicht wenigstens dies: Ich bekenne mich zu einer immer schwächerer daherkommenden Minderheit, ja man könnte schon, wenn man soziologische Maßstäbe anlegt, von einer Sekte sprechen. Diese meine geistige Heimat und der einzige Verein, außer dem ADAC, in dem ich Mitglied bin, diese von so vielen meiner Mitmenschen als skurriles Relikt empfundene, von mir allerdings geliebte Gemeinschaft ist die katholische Kirche. Freund und Feind tragen ihre Ur- und Vorurteile über diese lästige Institution vor sich her. Hier sind es *meine* Ur- und Vorurteile, die zur Sprache kommen dürfen.

I.

Manchmal gerät so ein Pilger in Argumentationsnot. Am Sonntag nach der Messe zum Beispiel. »War's denn interessant?« lautet die erste, unpassende Frage, auf die man eigentlich nur mit einem glatten »Nein« antworten kann. »Waren denn ein paar da?« »Nicht sehr viele.« »Habt ihr denn wenigstens schön gesungen?« Ehrliche Antwort: »Nicht so toll.«

Jetzt folgt der zusammenfassende Generalangriff. – »Es ist offenbar nicht interessant in deiner Messe, es kommt kaum jemand, und nicht einmal der Gesang taugt was. Warum gehst du denn eigentlich noch hin?« »Das verstehst du nicht«, so meine kleinlaute und wenig erhellende Replik. Ja – warum gehe ich eigentlich hin? Darüber habe ich nachgedacht. Ergebnis: Mir würde einfach etwas fehlen. Auf die Predigt könnte ich – manchmal – verzichten, auf den Gesang gelegentlich auch, aber es bleibt da doch ein gewisses Flair, das mir den Sonntagsgottesdienst so unentbehrlich macht wie die Dusche am Morgen. Wer's fassen kann, der fasse es. Da sind zum Beispiel alte Leute, denen ganz deutlich jeder Schritt eine Überwindung abfordert. Und die kommen auch. Warum eigentlich? Und die Frau da vor mir, über deren Schicksal ich so einiges weiß – mein Gott, was blieb mir bis jetzt nicht alles erspart! –, auch die kommt, wie alle anderen Mühseligen und Beladenen, jeden Sonntag, und ganz bestimmt nicht aus »Pflicht«. Für sie alle, so unterstelle ich mal, ist diese Messe, wie für mich selbst, eine Vergewisserung, daß das Ganze nicht einfach sinnlos ist, daß wir auf ein Ziel zusteuern, von dem wir natürlich ebenso wenig wissen wie die, die am Sonntag nicht zur Messe kommen. Aber für uns ist das eine innere Gewißheit, auch dann, wenn uns mal, und nicht zu selten, das Halleluja im Hals stek-

kenbleibt. Ab und zu kommt dieses Halleluja natürlich auch fröhlich heraus, und es gibt auch tatsächlich fröhliche Kirchgänger, und manchmal gehöre ich auch dazu. Manchmal finde ich mich eher bei den Zerknirschten mit grauen Gesichtern, die sich maßlos überfordert fühlen, wenn sie das Lied aufschlagen sollen: »Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt.« So kommt es vor, daß mir solche Singerei großspurig, ja leichtsinnig vorkommt, manchmal wiederum empfinde ich sie echt aufmunternd. Und so ist das eben mit dieser Sonntagsmesse: Man kann da kommen mit einer getrüben Stimmung oder mit einer heiteren, das macht nichts. Jeder ist wie er ist. Man darf sich nur nicht für den Mittelpunkt der Welt halten und erwarten: hier wird ausgerechnet für mich gepredigt, hier werden die Lieder nach meiner Stimmungslage ausgewählt. Wenn man so denkt, dann kommt der große Frust. Wenn man sich dagegen vor seinen Herrgott hinstellt, der seine Sonne auf- und untergehen läßt über uns alle, so wie wir nun mal sind, dann streift man vielleicht doch ein bißchen Egoismus ab und singt mit zunehmender Leichtigkeit – und nur anscheinend gegen alle menschliche Erfahrung: »den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit«. Ich habe inzwischen gelernt, das alles zu nehmen wie es ist. Der Pfarrer kann ja auch nicht jeden Sonntag den Strahlemann spielen, und nicht immer fällt ihm ein Thema ein, das ausgerechnet mir gefällt. Ich will da nichts beschönigen. Aber: Was keine Weltverbesserungsideologie bislang hingekriegt hat, hier, in meiner Sonntagsmesse verwirklicht sich für eine Stunde die klassenlose Gesellschaft. Das wirkt gelegentlich ein wenig verkrampft, wenn man sich beim Friedensgruß nach rechts und links, nach hinten und vorn die Hand reicht; möglicherweise bin da aber ich der Verkrampfte. Doch sind in diesem Moment die Unterschiede sozusagen ontologisch wirklich aufgehoben, zwischen der alten Frau aus dem Osten und den betuchten Pensionären, den kroatischen und polnischen Ministranten und den vietnamesischen und deutschen Ministrantinnen, den Kranken und Gesunden, den Depressiven und den Heiteren, den Schönen und den Eitlen und den weniger Schönen und Zurückhaltenden, den Leuten mit zerbrochenen Beziehungen und den – sie sind, das muß ich zugeben, selten – den jungen Verliebten; zwischen allen anderen und mir. Selbst unserer Geistlichkeit stößt jede Anwendung von Klerikalismus sauer auf, unsere Priester und ihre Vorleser und Kommunionhelferinnen umweht gleichermaßen der Geist der Demokratisierung, ja fast der Gleichschaltung. In dieser Stunde am Sonntag ist zwar das Himmlische Jerusalem noch nicht angebrochen, aber wir warten und hoffen immerhin eine Stunde lang ganz fest darauf, jeder eben so, wie er's fassen kann. Und deshalb fühle auch ich mich da zugelassen, eingeladen sogar und willkommen.

II.

Ich kann es nicht lassen; wenn ich woanders bin, dann will ich auch sehen, wie dort die Christenmenschen ihren Gottesdienst feiern. »Das hast du doch auch zuhause«, stöhnt meine Frau über diesen befremdlichen Übereifer. »Man muß doch nicht so weit fahren, um eine Kirche von innen zu sehen.«

»Das ist schon wahr, aber ich sehe das anders. Ich verreise in fremde Länder, und ich will sehen, wie es dort christlicherseits zugeht.«

So gibt es immer wieder Überraschungen. In Peking zum Beispiel. Für einen Ausländer ist die Orientierung nicht ganz leicht. Die Adressen habe ich mir aber vorher besorgt. Das geht alles. Und dann muß man halt die Augen offenhalten. Vor allem sehr früh aufstehen. Die Messen finden sehr zeitig statt, denn Priester und Gläubige müssen anschließend zur Arbeit.

»Wo kommen Sie denn her in aller Frühe«, fragen mich die Reisegefährten am Frühstückstisch nach meinem Kirchengang.

»Ich war im Requiem.«

»Was ist denn das?«

»Da ist eben ein Chinese gestorben, und für den hat man eine Messe gehalten.«

»Und was haben Sie dort verloren?«

»Nichts. Ich habe für den Chinesen mitgebetet, die Texte kenne ich auswendig.«

»Seit wann können Sie denn Chinesisch?« klingt es neidvoll zurück.

»Der Pfarrer hat mich begrüßt; sein Latein ist besser als sein Englisch. Ein Sterbebildchen des Chinesen hat er mir auch gegeben. Und danach hat der Kirchenchor das ›dies irae‹ geprobt.«

Wie man sieht, altgläubige Katholiken sind ein Fall für sich. Das nervöse Zucken der höflicheren unter den Zeitgenossen läßt erahnen: man wird für verrückt gehalten. Das macht nichts. Das nehme ich in Kauf, um zu sehen, wie Chinesen beten, in einer kitschigen, katholischen, barock-klassizistischen Missionskirche vergangener Jahrhunderte, mit Nazarenerbildern an der Wand und unlesbaren Schriftzeichen ringsherum.

O wie schön und nützlich ist doch die lateinische Sprache, mitten im Reiche der Mitte. Nicht jedermanns Sache, aber meine. Da liegt doch in der Kirchenbank handschriftlich und vervielfältigt die *Missa de angelis* in Chinesisch und Lateinisch. Wie eine illuminierte Kostbarkeit aus dem Mittelalter nehme ich das abgegriffene Heft in die Hand und freue mich über abendländisches Kulturgut auf fremdem Boden. Ganz ohne Expansionsgelüste, einfach die Freude des Wiedererkennens. Und des Dazugehörens.

»Du hebst da immer ab,« sagt meine Frau, »du idealisierst, du siehst Dinge, die es gar nicht gibt.« Das ist das Echo auf meinen Reisebericht aus der politisch und religiös befreiten Ukraine. Eiskalt war es, im Schlamm standen wir gleich mehrere Stunden und lauschten auf freiem Feld einer byzantinischen Liturgie der unierten Kirche, die von Stalin verboten worden war, die jetzt wieder aufholt und nachholt. Mit manchen Schattenseiten. Aber der Gottesdienst war spitze, um den unangemessenen Ausdruck zur Verdeutlichung zu verwenden. Wie gesagt, eiskalt, im Schlamm, Hunderte von Alten und Jungen, Kindern und Greisen, bedächtige bäuerliche Köpfe, alle waren zur Wiedereröffnung eines ihrer Klöster gepilgert (ich räume ein: uns Westler hat man chauffiert). Vermutlich verstehen die jüngeren Ukrainer von den kirchenslavischen Gesängen nicht viel mehr als ich. Denn auch diese Tradition stand ja zu bolschewikischen Zeiten nicht in hohem Ansehen. Doch der Chorgesang erhebt die Herzen. *Habemus ad Dominum*, denke ich mir, da ich ja vom lateinischen Ritus bin, aber sofort den ostslavischen Gesang in meiner Gemeinde einführen würde, wenn ich nur singen könnte. Nun meine Generalbeobachtung: Diese Ukrainer, abgehärtet und erschöpft, ein wenig gebeugt und in sich gekehrt, ganz ernst, sie waren alle wie verklärt.

»Du hebst da immer ab«, wiederholt meine Frau, »du idealisierst, du siehst Dinge, die es gar nicht gibt.«

»Das wirst du nie verstehen. Schade drum. Du weißt gar nicht, was dir da entgeht.« So verteidige ich mich schwächlich und füge hinzu: »Es lebe das Opium des Volks; Jahrzehnte des kommunistischen Entzugs haben die Sucht nicht geheilt.« – Und ich glaube zu wissen warum.

III.

Mit der für die Jugend selbstverständlichen Unbarmherzigkeit und Radikalität schüttet meine Tochter ab und an alles aus, was sie je an Fakten und Vermutungen über die Kirche mitbekommen hat. Von der miesen hierarchischen Struktur über die unerträgliche Rolle, die man der Frau zumute, die Kirchensteuer, den gegenwärtigen Papst und den Papst im allgemeinen, die Pfarrer, deren kleine und größere Schwächen genüsslich verbreitet werden. Und so weiter und so fort, das Elend gewissermaßen in Vergangenheit und Gegenwart enzyklopädisch betrachtet. Da bleibt kein Stein auf dem anderen am Haus voll Glorie. »Töchterlein«, sage ich, »was willst du eigentlich? Ein Verein wie die katholische Kirche, in den man dich und mich hineinläßt, kann kaum besser sein als er ist. Oder, andersherum gedacht, wäre diese unsere lamentable Kirche so perfekt und unanfechtbar, wie du dir das zu wünschen scheinst, alle ihre Mitglieder Heilige ohne Fehl und Makel, dann würden gerade wir beide schnell die Flucht ergreifen vor lauter Minderwertigkeitskomplexen und schlechtem Gewissen.« »Du, mit deinen Sprüchen«, verstummt sie vorläufig bei so viel Realismus. Sagen wir's im theologischen Jargon: Die »Gemeinschaft der Heiligen«, die wir im Gottesdienst beschwören, ist eine Gesellschaft fehlbarer Individuen, die allesamt auf ihre Weise wissen, daß sie den strengen Maßstäben des Evangeliums nicht entsprechen. Da stehen bekanntlich auch harte Worte, über die man stolpern kann: »Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel«, heißt da eins, oder ein anderer, ein praxisnäherer Bibelspruch, bei dem ich mich nicht aus der Schlinge ziehen kann: »Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen.« Hartnäckiger Nachzug der Tochter: »Also, was soll das Ganze, wenn die auch nicht besser sind als die andern, dann hat der ganze Aufwand nichts gebracht.« Der ganze Aufwand hat vermutlich nicht erfüllt, was man in hochgemuter Stimmung vor langer Zeit erhofft hat. Aber immerhin doch dies: Der ganze Aufwand, um bei dem burschikosen Ausdruck zu bleiben, bewahrt vor der schieren Verzweiflung, die sich einstellt, wenn man sich nicht angenommen fühlen darf mit all seinen Macken und Defizienzen, wenn man für sich selbst auch noch selbst geradestehen soll. Man kann da natürlich immer weitermaulen: »Das ist doch Pharisäerei: große Sprüche machen und dann kleine Brötchen backen.« »Nein, isses nicht.«

Manchmal hat man diese Diskutiererei so satt ...

Stoßseufzer, dann weiter für eine Menschenmöglichkeit in dieser Welt:

»Mit Pharisäerei hat das nichts zu tun, das entspricht nur unserer zwiespältigen Wirklichkeit. Wir brauchen ein Ziel, eine Richtung, eine Idee, eine Norm oder irgendsowas aus der philosophischen Begriffskiste, denn ohne diese Richtung wer-

den wir verrückt. Und dann, das ist die Seite B, müssen wir einigermaßen schauen, mit dieser überfordernden Idee zurechtzukommen, es wenigstens versuchen, immer wieder.«

»Damit, mit deiner wilden Philosophie kann man ja jeden Blödsinn aus Rom rechtfertigen.«

»Das ist erstens kein Blödsinn, was da aus Rom verlautbart wird, und zweitens habe ich diese Einstellung nicht erfunden. Ich erlaube mir, Töchterlein, sie sozusagen für urkatholisch zu halten, wenn du es weniger konfessionell willst, für urchristlich. Vor und nach Aristoteles war das doch immer so: Eine recht anspruchsvolle Norm, die ich durchaus bejahe, hinter der ich aber, ich möchte fast sagen »naturgemäß«, hinterherhinke. Und den folgenden Schluß daraus entnehme ich auch der Bibel: Ich brauche an mir selbst nicht zu verzweifeln.«

Töchterlicher Widerspruch: »Da kann man doch auf die hehren Prinzipien verzichten, aus Rom, von Aristoteles oder von sonstwem, wenn man sie nicht verwirklichen kann.«

»Sollte man eigentlich nicht«, lautet die müde Antwort. Dann ein neuer Ansatz, mit wenig Hoffnung verstanden zu werden.

»Lassen wir mal in unserem Zusammenhang alle speziellen katholischen Pikanterien und Stolpersteine außen vor und gehen wir das Problem ganz simpel an. Wenn ich dich anlüge, weißt du, daß das nicht gut ist. Kasuisten mögen da noch Ausnahmen zulassen für ganz spezielle Fälle des größeren und kleineren Übels, aber das gilt ja jetzt nicht gerade schon für dich und mich. Jedenfalls wissen wir alle beide, ohne daß uns das lange bewiesen werden müßte: Lügen gehört sich nicht. Und jetzt die andere Seite. Wir wissen, die Lüge ist nicht gut, wenn uns auch immer mal wieder aus diesem oder jenem Grund der Gaul durchgeht und wir genau tun, was wir nicht für richtig halten. Dafür sind ja Sündenbekenntnis und Vergebung eingeführt worden. Selbst die ganz Strengen vom Anfang, als man noch darauf warten zu können meinte: Jesus steht ja vor der Tür, auch die haben das nicht durchhalten können mit der absoluten Rechtschaffenheit. Die Seelsorger aller Konfessionen haben das eingesehen, die einen mehr, die anderen weniger, wobei die Rigoristen keine größeren Erfolge nachweisen können in ihrer Anstrengung für das Himmelreich als die, die deine erwähnten kleinen Brötchen backen.« »Dein Papst sieht das aber anders.« »Nein«, nehme ich den Mund voll, »mein Papst sieht das genau wie ich. Polnisch oder lateinisch, jedenfalls ein wenig vornehmer formuliert, aber in der Sache weiß es der Papst auch nicht besser. Wenn du meinst, ich verbreite hier häretische und laxistische Sondermeinungen, um auf Teufel komm raus meine absterbende Kirche verteidigen zu können, dann liegst du falsch. Jede theologische Fakultät gibt mir automatisch recht einfach durch folgende Tatsache: Sie beschäftigt einerseits Ethiker, Moraltheologen, Fachleute für das Wahre, Gute und Schöne und alles, was zu tun und zu lassen sei. Und nun das »andererseits«: Die selbe Fakultät beschäftigt wiederum andere Fachleute, die für die Schwierigkeiten der Anwendung stehen, für die Verwirklichung der katholischen Moral unter menschlichen Realbedingungen; dafür sind die Pastoraltheologen zuständig. Und unter diesen Voraussetzungen meiner Abweichung vom römischen Fundament, wie du mir unterstellst, gehören auch Predigt und Beichtstuhl zusammen. Der Pfarrer hat an seinem Ambo nicht Schliche zu verraten, wie man durch die Schwierigkeiten

dieser Welt in Lust und Freuden trefflich und ohne anzuecken sich durchwindet. Wenn er das tut, dann soll ihn der Teufel holen (im entmythologisierten Sinne natürlich, wenn du meinen drastischen Ausdruck einordnen willst). Auch im Beichtstuhl soll er mir damit nicht kommen. In beiden Situationen hat er zu sagen, wo es dem Evangelium entsprechend lang geht. Aber im einen Fall steht eben die Norm im Vordergrund, im andern die Barmherzigkeit Gottes, um mal meinen theologischen Generalnenner anzubringen.«

»Das ist doch die Schizophrenie in Reinform«, höre ich als Ergebnis meines seelsorgerlichen Redeschwalls. »Nenne das wie du willst, es entspricht der menschlichen Wirklichkeit. Und auf diese Art und Weise habe ich bislang so recht und schlecht die Welt ertragen, wie sie nun mal ist, ohne das Evangelium anders zu lesen, als es im Buch steht. So halte ich mir die Arroganz so weit vom Leibe wie die Verzweiflung.«

IV.

Als altmodischer Katholik habe ich Anspruch auf die Freiheit des Gewissens, die nicht nur in den aufgeklärten Menschenrechten ganz oben rangiert, sondern auch in der amtlichen Lehre meiner guten alten katholischen Kirche. Diese Freiheit des Gewissens lasse ich mir nicht streitig machen. Wenn man hört und liest, wie geknickt und geknechtet wir armen Katholiken unter einer spätantiken Moral zu leiden hätten, dann könnte ich fast Mitleid mit mir und meiner kleinen Gesinnungsschar bekommen. Ich leide da überhaupt nicht. Für mich gilt das Gewissen an oberster Stelle, natürlich nicht deshalb, weil ich es vom Fernsehen und den Illustrierten habe prägen lassen, sondern nach der mir eben möglichen Prüfung der Dinge. Und das genügt. Es hat sich noch immer nicht herumgesprochen, wie katholisch das ist. Aber wer nimmt schon diese katholische Lehre zur Kenntnis? Von den paar Pikanterien mal abgesehen, die in steter Wiederkehr des Gleichen zum Zentrum des Ganzen aufgeblasen und wirklichkeitsfremd vergrößert werden. Worauf will ich hinaus? Auf einen spannenden Zusammenhang. Alles, was so Rang und Namen hat und der Kirche ausgesprochen und von sich aus erklärtermaßen fernsteht, alle Liberalen, Atheisten, Agnostiker, Marxisten e tutti quanti erfüllen die Resonanzräume der Öffentlichkeit mit ihrer unzuständigen Papstkritik. Ihre Meinungsfreiheit sei hier gar nicht in Abrede gestellt, aber nach ihrem Motiv zu fragen drängt es mich. Denn, so sagt mir mein Verstand in aller Einfachheit, wenn die doch von dem ganzen katholischen mediaevalen und gänzlich rückständigen Denkgebäude so überhaupt nichts halten, wenn einen das ganze abgestandene Zeug angeblich doch gar nichts angeht, ja was dann, warum diese verdächtige Generalempörung über Vorstellungen eines neuscholastisch geprägten polnischen Papstes zur Sexualität? Ich habe den fatalen Verdacht, die regen sich alle in einem Maße auf, als sei noch einmal das Abendland (oder zumindest die Aufklärung) zu retten, weil sie selbst nicht ein noch aus wissen. Liege ich wirklich so falsch mit folgender Vermutung?: Es wäre ihnen recht, wenn sich diese römische Autorität endlich mal, am besten *ex cathedra*, zu der Verkündigung herablassen wollte: Also, liebe Mitmenschen aller Gattungen und Denkrichtungen, euer aller Sexualverhalten ist in jedem Falle

genau so richtig, wie ihr es gerade praktiziert. Das wäre die wünschenswerte Frohbotschaft *urbi et orbi*. Daraus wird leider nichts, und so müssen der jetzige Papst und sein baldiger Nachfolger darauf verzichten, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben. Ist es nur altgläubige Verbohrtheit, wenn ein Papst für entbehrlich erklärt wird, der uns nur nach dem Munde redet, der uns in allem das genehmigt, wonach uns gerade der sexuelle Trieb oder der theologische Sinn steht? Im Gegenteil. Wenn keiner mehr aufsteht, um – ob es regnet oder schneit, fromm gesprochen: »gelegentlich oder ungelegentlich« – eine biblisch wie menschlich zu begründende Forderung aufzustellen, dann kann es doch nur noch schlimmer werden mit unseren wundersamen Errungenschaften an -philien: Porno-, Paedo-, Maso-, Adulterio-, Bi- und Multiaktivitäten. Oder, um zu einem früheren Gedanken zurückzukehren: Was der Priester im dunklen Beichtstuhl der Barmherzigkeit Gottes überantworten muß, weil er es nicht mehr ändern kann, das alles kann doch um Gottes willen nicht zu einer Moral erklärt werden, der alle fröhlich zustimmen.

V.

Wie meine russische Vorhut habe ich die Zielrichtung »Himmliches Jerusalem« immer sehr ernst genommen. Von einem früheren Mitpilger möchte ich berichten, der mir einiges zu denken gegeben hat. Es ist vielleicht erwähnenswert. Mit unserem Russen verbindet uns beide übrigens die Herkunft aus »niederstem Stand«, wie er es in seinen *Aufrichtigen Erzählungen* formuliert. Das hat auch die bleibende innere Beziehung zu meinem Jugendpilgerfreund begründet, der so wenig zu lachen hatte wie ich.

Wie immer auch, jahrelang teilten wir als Schulbuben und dann als Studenten dieselbe Bude und stritten uns füglich jahrelang über Gott und die Welt. Die Zielrichtung war dagegen unstrittig. Damals, als die katholische Kirche noch Rang und Namen hatte, da gingen wir noch vor dem Frühstück zur Karmelitenkirche in die Messe, bewaffnet mit einem Goldschnittmeßbuch, zweisprachig. Das waren noch Zeiten. Ob sie besser waren als die heutigen oder nicht, ist gar nicht so leicht zu entscheiden. Jedenfalls waren sie ganz anders.

Für den Marsch zum *irdischen* Jerusalem, an dem ich bereits vorbeigekommen bin, war der Jungpilger, den ich der Diskretion wegen mal Hans nennen will, deutlich besser gerüstet als ich; er war sportlich und wurde denn auch wunschgemäß Offizier. Über unser geistliches Rüstzeug zum Aufstieg in die *ewige* Stadt haben wir uns damals keine großen Gedanken gemacht. Damals stand sowieso alles fest und lag in beruhigender, vielleicht auch einschläfernder Klarheit vor. Dieser Zug ist abgefahren, und so muß jetzt von der Gegenwart berichtet werden.

Vielleicht zwei Jahrzehnte lang hatten wir uns gänzlich aus den Augen verloren. Während ich mich – das ist noch nachzutragen – in den *soft sciences* verloren hatte, trieb es unseren Offizier schließlich zu einem ordentlichen Studium. Deshalb stellt er heute auch was dar. Und plötzlich, wie gesagt nach zwanzig Jahren, ruft es bei mir an.

»Hallo, du Bursche«, ruft er in seinem stehengebliebenen Studentenjargon, »ich hab' dich da zitiert gefunden in einem klugen Buch, und da dachte ich mir, den mußt du auch mal wieder ausgraben.«

Und so hat er mich also ausgegraben und stellt mir die uferlose Frage: »Na, wo stehst du denn eigentlich?«

Wenn ich das selbst nur so genau wüßte. Zur Groborientierung schicke ich ihm Gedrucktes, das er zu meinem Erstaunen tatsächlich auch liest. Und dann kommt ein langer Brief, in dem er mir die Lektüre von Sai Baba empfiehlt.

Falls Sie dem Sai Baba noch nicht begegnet sind, das ist ein Inder mit dem bescheidenen Anspruch, eine Verkörperung Gottes zu sein. Ein Wundermann ist er auch, und wegen seiner besonderen Fähigkeiten und seines (das folgende Adjektiv ist meine eigenen Wertung), wegen seines schlichten Synkretismus hat er großen Erfolg, auch im New Age des wiedervereinigten Deutschland.

Ich rufe den Hans zurück: »Das ist ein weites Feld«, sage ich. »In meiner Deformation als Schriftgelehrter muß ich da erst einiges lesen; dann wollen wir uns treffen.«

Wir treffen uns. Ich versuche es auf die ehrliche Tour: »An deinen Sai Baba komme ich nicht ran. « Rasche und treffliche Antwort: »Dann bist du eben noch nicht so weit.«

Wir essen und trinken alles, was Sai Baba eigentlich nicht essen und trinken würde und diskutieren eine ganze Nacht, bis ich sage: »Jetzt reicht's mir, ich bin müde.« Was kam dabei raus? Nichts.

In einer 68er Zwischenphase war mein Pilger Hans offenbar auf einen anderen, nicht minder steinigen Pfad geraten. Den hat er dann in Richtung eines nietzscheanisch-zynisch-nihilistischen Sonderwegs verlassen, um, nach langen trüben geistigen Fußmärschen den Pfad Sai Babas zu betreten.

In der Wolle jesuitisch gefärbt wie ich nun mal bin, beruhige ich mein katholisches Gewissen mit dem Zweiten Vaticanum, das ja auch andere Religionen als legitime Wege zum Heil erklärt – das hat sich übrigens auch noch nicht überall herumgesprochen. Und dieser Verzicht auf Missionseifer meinerseits fällt mir um so leichter aus folgenden Gründen.

Erstens. Hans, das macht ihn sehr sympathisch, hat noch nie die Gewinnmaximierung zu seinem obersten Prinzip erklärt. Mit solchen Leuten findet man Themen für eine ganze Nacht und mehr, ohne sich zu langweilen.

Zweitens. Er tut offenbar mehr als er müßte für eine Schicht von Menschen, denen man am liebsten ausweicht.

Drittens. Sai Baba ist doch noch meilenweit besser als schiere Verzweiflung oder Zynismus.

Und viertens. Wer so irre Wege geht, ohne Egoist zu werden, ohne mit dem Denken aufzuhören, um dessen Seelenheil mache ich mir keine großen Sorgen.

Natürlich haben wir uns heftig gestritten. Mit seiner indischen Inkarnation konnte er bei mir so wenig landen wie mit den Seelenwanderungsgeschichten, vor allem machte er mich zornig mit den Klischees über den oben erwähnten Papst und dessen schräge Herde, die ja den Weltuntergang mitverantwortet wegen des prokreativen Wahnsinns und des ökologischen Leichtsinns. »Ich kann es nicht ausstehen«, sage ich ihm, »ausgerechnet von dir den Unfug zu hören, der tagein, tagaus von Hinz und Kunz den omniszenten Medien nachgeschwätzt wird. Karlheinz Deschner mit seiner Kirchenkritik ist wenigstens stilistisch besser als seine Nachbeter, auch wenn seine Manie allmählich zum Selbstläufer geworden ist. Lest ihr denn

nur noch diese Geschichten einer selektiven Wahrnehmung?« Im Nachhinein hoffe ich, meinen Pilgerfreund, der einen anderen Weg zum Gipfel aufgenommen hat, nicht im Zweifel darüber gelassen zu haben, daß mein großes katholisches Herz jedem ernsthaften Menschen gehört, ob er nun meine Meinung teilt oder nicht. Aber bei meiner Überzeugung darf ich ja wohl bleiben. Übrigens begrüßte mich nach der langen Nacht meine Frau mit der aufmunternden Bemerkung. »Ihr seid einer so verrückt wie der andere. Da habt ihr schon die unverschämte Chance, überhaupt an was zu glauben, und da streitet ihr auch noch über Details.« Müde und unzufrieden wie ich bin, kriege ich grade noch diese Antwort raus, mit der ich einen Unterschied markieren will: »Warten wir doch mal zweitausend Jahre ab, was da noch von dem Sai Baba übrig ist.« Ich weiß, so lange will meine Frau nicht warten, und so setze ich nach: »Die Wolke der Zeugen« – weißt du, was das ist? Ich war zwar weder bei der Brotvermehrung noch bei der Auferstehung dabei. Doch keiner, der sich das aus den Fingern gesaugt hätte, würde auch noch seinen Kopf dafür hingehalten haben. Die Reihe der Zeugen und Märtyrer, von damals und von viel später und auch von heute, die sind mir sehr wichtig, wichtiger noch als Sankt Augustin und Sankt Thomas, der noch nicht heiliggesprochene Origenes oder die Crème der europäischen Theologie mit Sankt Rahner an der Spitze, und die sind alle nicht auf den Kopf gefallen.«

VI.

Nun ist mir die Zeit aber wirklich davongelaufen. Gerne wäre ich noch so manches Pilgersouvenir losgeworden. Ersatzweise eine Anekdote für all jene, die eisern an ihrem Vorurteil festhalten wollen, daß sich katholische Christenmenschen wie ich vom Stellvertreter Christi auf Erden und von all seinen nachgeordneten *servi servorum* niedergedrückt fühlen und ihrer Selbstentfaltungsmöglichkeiten beraubt werden.

Da unterhalte ich mich doch in diesem Tal der Tränen mit einem akademischen großen Tier, sozusagen einem Leuchtturm in seiner Fachschaft, blitzenden Auges, an allem interessiert, weitgereist und doch mit Bodenhaftung. Von der Psychoanalyse bis zur Religion schaukelt sich unsere gegenseitige Neugierde empor.

»Ich bin übrigens Konvertit, ich bin katholisch geworden«, sagt er nach einer gewissen Annäherung.

»So so«, sage ich, »und wie ist nun der Eindruck nach Ihren Erfahrungen im real existierenden Katholizismus? Haben Sie's nicht bereut? Ihr Image bessert das doch nicht?«

Und jetzt kommt die Antwort:

»Ich erlebe einen großen Raum der Freiheit.«

Das war der Originalton von der Leuchte der Wissenschaft mittleren Alters.

Solche Überraschungen werden uns Pilgern zuteil, wenn wir nur zuschauen und zuhören.

»Ich erlebe einen großen Raum der Freiheit.« Das mußte ich noch einmal wiederholen, obwohl es nicht von mir stammt. Genau so erlebe ich das nämlich auch.